

dtv

Marguerite Yourcenar

Alexis
oder der vergebliche Kampf

Mit einem Nachwort
zur deutschen Ausgabe

Aus dem Französischen
von Peter Gan

Deutscher Taschenbuch Verlag

Dezember 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1929 Au Sans Pareil
© 1971 Éditions Gallimard, Paris
Titel der französischen Originalausgabe:
Alexis ou le Traité du vain combat (Au Sans Pareil, 1929)
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags
© 1993 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag, München – Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Gesetzt aus der Aldus 10,25/12
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-19117-3

AutorenBibliothek

Ihm gewidmet

Dieser Brief, liebe Freundin, wird sehr lang werden. Ich liebe das Schreiben nicht besonders. Ich habe oft gelesen, daß die Worte den Gedanken verraten. Es will mir scheinen, als ob dies vor allem von den geschriebenen Worten gilt. Sie wissen selber, was nach zwei Übersetzungen von einem Text übrigbleibt. Außerdem bin ich wenig geübt im Schreiben. Wer schreibt, muß ständig zwischen zahllosen Ausdrücken wählen, von denen ihm keiner – besonders nicht ohne die andern – genügt. Und doch sollte ich eigentlich wissen, daß nur die Musik erlaubt, Akkorde miteinander zu verbinden. Jeder Brief, auch der längste, zwingt uns, die Dinge gegen ihren Willen zu vereinfachen. Wir werden sofort unklar, wenn wir gründlich sein wollen. Ich möchte hier nicht nur aufrichtig sein, sondern auch genau. Auf diesen Seiten werden viele Stellen wieder durchstrichen werden – einige sind es schon. Und nun noch meine einzige und letzte Bitte: lesen Sie über keine dieser Zeilen hinweg, die mir noch so viel Qual bereiten werden. Wenn es schon schwer genug ist zu leben, so ist es fast unmöglich, sein Leben zu erklären.

Vielleicht wäre ich besser nicht abgereist, ohne ein Wort zu sagen, als hätte ich mich geschämt oder als hätten Sie alles verstanden. Ich hätte lieber leise und langsam mit Ihnen sprechen sollen, in einem vertrauten Zimmer und im Dämmer einer Abendstunde, wo

einer den andern so wenig sieht, daß man fast alles zu gestehen wagt. Aber, liebe Freundin, ich kenne Sie und kenne Ihre Güte. Eine solche »Beichte« hat leicht auch etwas Klägliches, Mitleiderregendes. Sie würden mich bedauern und würden glauben, mich deshalb auch zu verstehen. Ich kenne Sie. Sie würden mir die Erniedrigung einer so langen Erklärung ersparen wollen und mich allzufrüh unterbrechen; und ich würde schwach genug sein, bei jedem Satz auf eine Unterbrechung zu hoffen. Sie haben noch eine andere Eigenschaft – vielleicht ist es eine Schwäche –, die ich nicht mißbrauchen will. Ich werde übrigens gleich darauf zurückkommen. Ich fühle mich Ihnen gegenüber so schuldig, daß ich eine gewisse Distanz zwischen mich und Ihr Mitgefühl legen muß.

Ich rede nicht von meiner Kunst. Sie lesen keine Zeitungen, haben aber sicherlich durch gemeinsame Freunde erfahren, daß ich, wie man sagt, Erfolg hatte; was im Grunde darauf hinausläuft, daß viele Leute mich lobten, ohne mich gehört, und einige, ohne mich verstanden zu haben. Aber darum geht es hier nicht. Es geht hier um etwas, das vielleicht nicht intimer ist (denn was könnte ich schon Intimeres besitzen als meine Kunst?), das ich aber doch, weil ich es immer verborgen habe, als noch intimer empfinde und auch und vor allem als jämmerlich! Aber ich zögere, wie Sie sehen. Jedes Wort, das ich hier schreibe, schiebt das, was ich zunächst sagen wollte, ein wenig hinaus und beweist dadurch nur eines: daß es mir an Mut fehlt und auch an Einfachheit, an der es mir übrigens immer gefehlt hat. Aber das Leben ist auch nicht einfach – was nicht meine Schuld ist. Der einzige Grund, weswegen

ich weiterschreiben will, ist die Gewißheit, daß Sie nicht glücklich sind. Wir haben so oft gelogen und haben so unter der Lüge gelitten, daß wir wirklich nicht viel riskieren, wenn wir es einmal mit der Aufrichtigkeit versuchen.

Meine Jugend, genauer: meine Jünglingszeit, war vollkommen rein. Ich kenne jenes Lächeln genau, mit dem eine solche Behauptung aufgenommen zu werden pflegt, die meistens nur einen Mangel an klarer Einsicht oder an Offenheit beweist. Dennoch glaube ich, daß ich mich nicht täusche, und bin sicher – ganz sicher, Monika! –, daß ich nicht lüge. Ich war mit sechzehn Jahren so, wie Sie es für Daniel, wenn er in dies Alter kommt, zweifellos und – glauben Sie mir! – zu Unrecht wünschen. Ich bin überzeugt, daß es verkehrt ist, sich in so jungen Jahren der Gefahr auszusetzen, späterhin jene Vollkommenheit, deren man vielleicht einmal fähig war, in seinen frühesten Erinnerungen suchen zu müssen. Das Kind in Woroiino, das ich einmal war, gibt es nicht mehr. Wir können eben ohne Untreue gegen uns selber nicht existieren. Es ist gefährlich, wenn unsere ersten Illusionen uns auch die liebsten und teuersten bleiben, denen wir am meisten nachtrauern. Meine Kindheit ist mir ebenso fremd geworden wie etwa jene angstvolle Erwartung am Vortage eines Festes oder jene Mattigkeit allzulanger Nachmittage, die man mit Nichtstun hinbringt, in der Hoffnung, daß etwas geschehen werde. Wie könnte ich hoffen, jenen Frieden wiederzufinden, für den ich damals nicht einmal einen Namen hatte? Ich habe auf diesen Frieden verzichtet, weil ich mir klarmachte, daß es noch andere, wichtigere Dinge für mich gab. Und

um es gleich zu gestehen: ich weiß nicht einmal, ob ich dieser Unwissenheit, die wir Frieden nennen, nachtrauern soll.

Wie schwer es doch fällt, nicht ungerecht gegen sich selber zu werden! Ich sagte gerade, daß meine Jünglingszeit frei von sinnlichen Wirren gewesen sei; ich glaube es auch. Ich habe mich oft über jene ein wenig kindische, traurige Vergangenheit gebeugt und habe versucht, mir meine damaligen Gedanken und meine so viel geheimeren Empfindungen, ja, selbst meine Träume zurückzurufen. Ich habe sie auseinandergenommen und habe mich gefragt, ob sich in ihnen ein beunruhigender Sinn verstecke, der mir damals entging, und ob ich vielleicht die Unwissenheit des Geistes mit der Unschuld des Herzens verwechselte. Sie kennen die Moore von Woröino und haben sie selber einmal große, zur Erde gefallene Stücke eines immergrauen Himmels genannt, die am liebsten als Nebelschwaden in ihn zurückkehren möchten. Als Kind fürchtete ich mich vor ihnen. Schon damals begriff ich, daß alle Dinge ihr Geheimnis haben, auch die Moore; daß Friede und Stille immer nur Masken sind und daß die Lüge der Ruhe von allen Lügen die schlimmste ist. Meine ganze Kindheit kommt mir in der Erinnerung vor wie eine große Stille am Rande einer großen Angst, in welcher ich schon das ganze Leben vorwegnahm. Ich denke dabei an gewisse Anzeichen – so klein, daß es sich nicht lohnt, sie Ihnen mitzuteilen. Ich merkte sie damals nicht; jetzt aber erkenne ich in ihnen das erste mahnende Schaudern des Fleisches und der Seele wieder. Es gibt in unserem Leben gewisse Augenblicke, wo wir unser späteres We-

sen auf unbegreifliche und beinahe schreckliche Weise vorwegnehmen. Es will mir, liebe Freundin, manchmal scheinen, als hätte ich mich kaum verändert. Der feuchte, durchs offene Fenster zu mir hereinwehende Geruch des Regens, eine zitternde Pappel im Nebel, eine Melodie von Cimarosa, die ich den alten Damen vorspielen mußte – vermutlich weil sie ihnen ihre Jugend zurückrief; ja, nichts weiter als jene besondere Stille, die es nur in Woroiño gab, genügen, um mir alle Gedanken, alle Geschehnisse, allen Kummer zu verscheuchen, die mich von meiner Kinderzeit trennen. Fast will es mir scheinen, als sei seitdem kaum eine Stunde verstrichen und sei dahingegangen in jenem Halbschlaf, dem ich damals so leicht und häufig erlag und dessen kurze Dauer mich und mein Leben unverändert wieder entließ. Ich brauche nur die Augen zu schließen, so ist alles wie damals. Ich finde jenen scheuen, sanften und stillzufriedenen Jungen wieder, der mir so sehr in allem gleicht, daß ich beinahe – und vielleicht zu Unrecht – vermuten möchte, nichts habe sich seitdem an mir geändert.

Ich sehe, daß ich mich in Widersprüche verwickle, die zweifellos von gleicher Herkunft sind wie jene Vorahnungen, die man nur darum gehabt zu haben glaubt, weil man sie hätte haben sollen. Unsere Verfehlungen (wie ich sie, um mich dem allgemeinen Sprachgebrauch zu fügen, nennen will) strafen uns dadurch am grausamsten, daß sie uns die Erinnerung sogar an jene Zeit vergiften, in der wir noch frei von ihnen waren. Und gerade das beunruhigt mich. Denn wenn ich mich irre – wie soll ich's wissen? Ich werde also niemals entscheiden können, ob meine damalige Un-

schuld weniger vollkommen war, als ich es noch eben behauptet habe, oder ob ich heute weniger schuldig bin, als ich zu glauben mich verpflichtet fühle. Aber ich merke, daß ich nichts erklärt habe.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir sehr arm waren. Die Notlage alter Familien, die offenbar nur noch aus Treue weiterleben, hat etwas Erschütterndes. Sie fragen vielleicht: Treue gegen wen? Ich vermute: gegen das Haus, auch gegen die Vorfahren, kurz, gegen das, was man einmal war. Armut ist einem Kind ziemlich gleichgültig. Sie war es auch meiner Mutter und meinen Schwestern; denn alle Welt kannte uns, und niemand hielt uns für reicher, als wir waren. Wer jenen alten, sehr exklusiven Kreisen angehört, hat den Vorzug, weniger nach seiner Gegenwart als nach seiner Vergangenheit beurteilt zu werden. Die kleinste Überlegung zeigt uns, wieviel dauerhafter die Vergangenheit ist als die Gegenwart; sie scheint mir auch viel wichtiger zu sein. Man beachtete uns nicht mehr, als nötig war; was man an uns achtete, war ein gewisser Feldmarschall, der früher einmal – man wußte nicht einmal mehr in welchem Jahrhundert – gelebt hatte. Ich erinnere mich auch, daß das Vermögen meines Großvaters und die Titel und Orden meines Urgroßvaters in unsern Augen sehr viel wichtiger, ja, sehr viel wirklicher waren als unser eignes Dasein. Diese altertümliche Anschauung wird Ihnen vermutlich ein Lächeln entlocken; und ich gebe zu, daß eine andere, völlig gegenteilige Anschauung darum nicht unvernünftiger zu sein braucht; aber die unsere erlaubte uns zu leben. Da wir nun einmal die unwidersprochenen Nachkommen jener legendären Gestalten waren, ge-

nossen wir auch unwidersprochen die Ehren, die jenen zukamen. Es war in der Tat der einzige intakt gebliebene Teil unseres Erbes. Man machte es uns nicht zum Vorwurf, daß wir weniger Geld und Kredit hatten als sie. Es schien so selbstverständlich zu sein, daß man den Versuch, es jenen berühmten Leuten gleichzutun, als einen ungehörigen und irgendwie peinlichen Ehrgeiz empfunden hätte.

Daher wirkte auch der Wagen, mit dem wir zur Kirche fuhren, in Woroiño keineswegs altertümlich, während ein neuer Wagen vermutlich Anstoß erregt haben würde; und wenn unsre Mutter ihre Kleider längere Zeit trug, als üblich war, so wurde auch das nicht bemerkt. Wir, die Geras, waren sozusagen die Letzten eines alten Geschlechts in diesem noch viel älteren Böhmerland. Man hätte meinen können, daß wir gar nicht mehr existierten und daß unsichtbare, aber sehr viel wichtigere Personen als wir selber sich immer noch das Vergnügen machten, die Spiegel unsres Hauses mit ihren Bildern zu bevölkern. Ich möchte um keinen Preis und zumal nicht am Schluß eines Satzes mit einer gesuchten Pointe aufwarten, möchte aber doch die Behauptung wagen, daß in den alten Familien die Lebenden wie die Schatten der Toten wirken.

Sie müssen mir's nachsehen, daß ich so lange bei dem alten Woroiño verweile: ich habe es sehr geliebt. Das ist zweifellos eine Schwäche. Man sollte nichts lieben – und vor allem nicht leidenschaftlich. Dabei waren wir eigentlich nicht sehr glücklich; wenigstens fühlte die Freude sich bei uns kaum zu Hause. Ich glaube mich zu erinnern, daß alle immer nur ein halb unterdrücktes Lachen hören ließen, sogar die jungen

Mädchen. In alten Familien wird selten gelacht. Schließlich gewöhnt man sich sogar daran, nur noch im Flüstertone zu sprechen, als fürchte man Erinnerungen aufzuwecken, die man besser in Frieden schlafen läßt. Wir waren aber auch nicht unglücklich; und ich bekenne, daß ich nie jemanden habe weinen sehen. Wir waren jedoch alle ein wenig traurig. Das aber war mehr eine Sache des Charakters als der Umstände; denn alle waren sich einig, daß man sehr wohl glücklich und doch zugleich auch traurig sein könne.

Unser Haus war eines jener weißen, ganz aus Säulenhallen und Fenstern bestehenden Gebäude in französischem Geschmack, wie man sie zur Zeit der großen Katharina besonders liebte. Sie dürfen aber nicht vergessen, daß es damals verfallener war als heute, nachdem es nach unserer Hochzeit auf Ihre Kosten restauriert wurde. Sie werden keine Mühe haben, sich seinen früheren Zustand vorzustellen. Denken Sie nur daran, wie Sie es bei Ihrem ersten Besuch vorfanden! Sicherlich hatte man es seinerzeit nicht gebaut, um dort einsam und eintönig zu leben, sondern um Feste zu veranstalten (was man damals noch tat); und vermutlich war der Bauherr ein besonders phantasievoller und prachtliebender Vorfahr. Alle Häuser des achtzehnten Jahrhunderts machen den Eindruck, als seien sie vor allem für den Empfang von Gästen gebaut worden, so daß seine Bewohner sich stets unbehaglich und wie bei sich selber zu Besuch fühlen. Auch unser Haus war immer zu groß für unsere Bedürfnisse, und seine Zimmer waren immer kalt. Ich hatte auch das Gefühl, als sei es nicht sonderlich solide; und seine weiße Farbe, die unterm Schnee besonders trostlos

wirkte, ließ es noch auffälliger erscheinen. Man begreift, daß Häuser dieser Art für wärmere Länder gedacht sind und für Leute, die das Leben leichter nehmen als unsereins. Ich weiß aber jetzt, daß dieses so leichte und scheinbar nur für einen einzigen Sommer gedachte Haus viel länger dauern wird als wir selber – vielleicht auch als unser Name. Vielleicht werden Fremde es eines Tages bewohnen. Das wird ihm gleichgültig sein; denn Häuser leben ihr eigenes Leben, das sich um unser Leben nicht kümmert und uns verschlossen bleibt.

Ich sehe aufs neue die ernstesten, ein wenig länglichen und nachdenklichen Frauengesichter vor mir, die seine zu hellen Salons belebten. Der Ahn, den ich vorhin erwähnte, hatte sich große geräumige Zimmer gewünscht, in denen die Musik besser klingt als in kleinen. Er liebte Musik. Man sprach selten von ihm; offenbar zog man es vor, ihn zu verschweigen. Man wußte, daß er ein großes Vermögen vertan hatte; und vielleicht war man ihm deswegen – oder aus irgendeinem andern Grund – immer noch böse. Auch die nächsten beiden Generationen wurden mit Schweigen übergangen: vermutlich weil nichts Bemerkenswerthes über sie zu berichten war. Dann kam mein Großvater, der sich in der Zeit der Agrarreform ruinierte. Er war liberal und hatte Ideen, die vielleicht vortrefflich waren, ihn aber arm zurückließen. Die Verwaltungskunst meines Vaters war nicht viel besser. Er starb jung. Ich erinnere mich nur dunkel an ihn; ich weiß, daß er streng war mit uns Kindern, wie es Leute zu sein pflegen, die nicht streng genug mit sich selber waren und sich deshalb Vorwürfe machen. Das ist natürlich

nur eine Vermutung; denn ich weiß so gut wie nichts von meinem Vater.

Ich will Ihnen eine Beobachtung mitteilen, Monika. Man sagt, es gebe in alten Häusern Gespenster. Ich war ein ängstliches Kind und habe dennoch nie ein Gespenst gesehen. Vielleicht begriff ich schon damals, daß Gespenster unsichtbar sind, weil wir sie in uns selber tragen; und alte Häuser sind nicht deshalb so unheimlich, weil es Gespenster in ihnen gibt, sondern weil es sie in ihnen geben könnte!

Ich glaube, daß jene Kinderjahre mein späteres Leben bestimmt haben. Ich habe jüngere, reichhaltigere und auch weit deutlichere Erinnerungen; doch scheint es mir, daß diese neuen Eindrücke zwar weniger eintönig waren, dafür aber nicht Zeit hatten, sich mir genügend tief einzuprägen. Wir sind zerstreut, weil wir zu träumen pflegen; nur die sich immer gleichartig wiederholenden Dinge prägen sich uns schließlich unzerstörbar ein.

Meine Kindheit war still und einsam; sie hat mich scheu und damit auch schweigsam gemacht. Ist es denn wirklich wahr, daß ich Sie seit fast drei Jahren kenne und nun zum erstenmal den Mut finde, offen mit Ihnen zu sprechen – und außerdem und begreiflicherweise nur brieflich? Es ist schlimm, daß das Schweigen einen Fehler bedeuten kann. Es ist mein schwerster Fehler; aber ich habe ihn nun einmal begangen: zuerst gegen mich selber und dann auch gegen Sie. Hat das Schweigen sich einmal festgesetzt in einem Hause, so läßt es sich nur schwer wieder vertreiben; und je wichtiger eine Sache ist, desto eher möchte man sie verschweigen. Es ist, als lege eine immer dichtere und

härtere Eisschicht sich langsam über sie, unter der das Leben weitergeht: lautlos und unbemerkt. In Woroiño herrschte ein Schweigen, das immer größer zu werden schien; denn jedes Schweigen besteht aus Worten, die man nicht gesagt hat. Vielleicht wurde ich deswegen ein Musiker. Irgend jemand mußte diesem Schweigen zu Hilfe kommen, so daß es all seine verborgene Trauer, wenn nicht sagen, so doch singen durfte. Worte wären zu genau und zu grausam gewesen. Die Musik aber ist nie indiskret; und wenn sie klagt, so verrät sie nicht, weswegen. Ich brauchte eine besondere Musik: langsam, voller Verschwiegenheit und doch wahrhaftig; die das Schweigen umwarb, bis es sich ihr zuletzt ergab. Es war meine Musik; denn man übersetzt immer nur die eigene Unruhe und interpretiert immer nur sich selber.

Es gab in dem Gang, der zu meinem Zimmer führte, einen modernen Stich, den niemand beachtete, so daß er sozusagen mir allein gehörte. Ich weiß nicht, wer ihn dort aufgehängt hatte; seitdem aber habe ich ihn bei so vielen Leuten, die sich Künstler nennen, wieder-gesehen, daß er mir zuwider geworden ist. Damals jedoch besah ich ihn mir häufig. Er stellt verschiedene Personen dar, die einem Musiker zuhören. Ihre Gesichter, auf denen sich die innere, enthüllende Wirkung der Musik widerspiegelt, machten mir beinahe Angst. Ich war damals etwa dreizehn Jahre alt; und weder die Musik noch das Leben hatten mir bisher etwas von ihrem Geheimnis enthüllt; wenigstens glaubte ich dies. Die Kunst leiht den Leidenschaften eine so betörende Sprache, daß es, will man ihren tieferen Sinn verstehen, einer reicheren Erfahrung bedarf, als sie mir da-

mals zu Gebote stand. Ich habe die kleinen Kompositionen, an denen ich mich damals versuchte, wiedergelesen. Sie sind allesamt viel verständlicher und zugleich viel kindlicher, als es meine damaligen Gedanken waren. Aber so ist es immer: unsere Werke bringen eine Epoche unseres Lebens erst dann »zur Sprache«, wenn sie bereits hinter uns liegt.

Die Musik versetzte mich in jenen Tagen in einen höchst angenehmen und ein wenig seltsamen Zustand der Betäubung. Es schien mir, als versinke alles in reglose Starre, ausgenommen das Pochen des Pulses; als weiche alles Leben aus meinem Leibe, um einer wohltuenden Erschöpfung Platz zu machen. Es war ein Genuß und war zugleich beinahe eine Qual. Ich habe diese beiden Empfindungen stets für nahe verwandt gehalten, worin vermutlich jeder ein wenig nachdenkliche Mensch mir recht geben wird. Ich erinnere mich auch, daß ich besonders empfindlich war für jede Art von Berührungen – ich rede von den allerunschuldigsten, wie etwa das sanfte Gleiten eines Samtstoffes, das fast lebendige Kitzeln eines Pelzes oder die glatte Haut einer Frucht. Es gab an diesen Gefühlen nichts Tadelnswertes; auch waren sie mir so geläufig, daß ich mich nicht weiter darüber wunderte. Einfache Dinge interessieren uns selten. Ich vermutete bei den Personen, die jener Stich darstellte, tiefere Erregungen, schon weil es keine Kinder waren. Ich sah in ihnen die Mitspieler eines dramatischen Geschehens, das mir freilich unverständlich blieb. Wir sind alle gleich: wir fürchten uns vor einer Tragödie und sind manchmal doch romantisch genug, sie dennoch herbeizuwünschen, ohne zu merken, daß sie bereits begonnen hat.